Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 24

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bärner Platte

Ueli der Schreiber

Das rote Bern

Granium – kommt Ihnen dieses Wort nicht komisch vor? Im Duden finden Sie nur das Geranium und die Geranie. Wir in Bern sagen halt – cum granio salis – Granium.

Die Berner sind geraniophil, um nicht zu sagen: geraniomanisch veranlagt. Man hat das am letzten Graniummärit wieder gesehen, als der Münsterplatz schon morgens um sieben Uhr belebter war als bei einer Vietnam-Demonstration und die Pflanzengestelle sich rascher leerten als die Pullover-Körbe bei einem Total-Ausverkauf. Ganz Bern schleppte frohlockend und dutzendweise die «Schöne von Biel» und die «Sweet Irene» oder wie sie alle heissen nach Hause, eine Ländlerkapelle spielte, und hübsche Trachtenmeitschi steckten leicht genierten, aber geduldig stillhaltenden Bürgern Margritlisträusschen ans Revers. Der Berner Graniummärit ist ein Volksfest, das das Berner Blumenjahr eröffnet.

Die Geschichte dieses lokalen Graniumkultes muss erst noch geschrieben werden. Vielleicht könnte man einige Soziologen auf Geraniologie umschulen und sie so zum Nutzen der Gesellschaft einsetzen. Ich vermute, dass diese Tradition nicht auf Berchtold von Zähringen zurückgeht wie der Bär im Wappen, sondern dass eher eine Frau auf den Gedanken kam, die steinernen Fassaden (die erst im 15. Jahrhundert das Strassenbild zu prägen begannen) mit Blättergrün und Blütenrot zu beleben. Ich vermute ferner, dass diese Frau dabei bloss eine auf dem Lande längst bestehende Tradition in die Stadt verpflanzte, denn einen richtigen Berner Bauernhof kann man sich seit Menschengedenken nicht ohne Fensterblumen vorstellen.

Und warum gerade Geranien gewählt wurden, leuchtet auch ein: dieses anspruchslose Storchschnabelgewächs blüht unverdrossen vom Frühling bis spät in den Herbst hinein, lässt auch bei gelegentlichem Wassermangel nicht gleich den Kopf hängen und scheint sogar die schwefeldioxydgeschwängerte Stadtluft recht gut auszuhalten.

Ich kenne nur ganz wenige Berner, die dieser Blume nicht gewogen sind. «Dieses langweilige Rot!» rufen sie aus und pflanzen grad zleid Petunien oder Tagetes oder Begonien auf ihre Fensterbank. Das nimmt ihnen niemand übel. Den meisten Bernern aber gefällt das Rot, das ebensowenig langweilig ist wie das einheitliche Gelb einer Löwenzahnmatte; und dass die Sandsteinfassaden trotz gleichfarbigem Blumenschmuck nicht eintönig wirken, dafür sorgen andere Elemente, wie zum Beispiel die Simsengitter, die von Haus zu Haus verschieden sind.

Schade nur, dass immer mehr blumenfeindliche Häuser gebaut werden. An den modernen Fassaden aus Glas und Metall kann man keine Pflanzenbehälter mehr anbringen, und bei manchen Gebäuden lassen sich nicht einmal mehr die Fenster öffnen.

Klar: das erspart manche Mühe. Das Begiessen der Graniumstöckli nimmt Zeit und Kraft in Anspruch und schafft über das Wochenende und besonders in der Ferienzeit Probleme. Blumenlose Fenster scheinen also rationeller, wirtschaftlicher zu sein. Aber vielleicht findet eines Tages ein Betriebsberater doch heraus, dass man mit leuchtenden Blütenköpfen vor den Fenstern, die seltsamerweise sogar mitten in der Stadt zuweilen von Bienen besucht werden, mehr Freude an der Arbeit hat als hinter einer kahlen Fensterscheibe. Und dann wäre erst noch zu untersuchen, ob diejenigen, welche keine Geranien zu begiessen haben, mit der gewonnenen Zeit etwas Gescheiteres anfangen.

Ein Berner namens Werner Funk

sass einst auf eines Baumes Strunk
im Wald und klagte: «Ach, wie stur
verkennt der Mensch doch die Natur!
Statt diese wandernd zu durchstreifen
und ihre Wunder zu begreifen,
durchrast er sie im schnellen Wagen
und wie ein Blinder sozusagen.
Ach, würde doch der Mensch vernünftig!»

So klagte er und seufzte zünftig.
Dann ging zehn Meter er per pedes
zurück zum wartenden Mercedes.

Der gute Kanton

Seit Jahrhunderten führt von Kehrsatz ein malerisches Strässchen an der Flanke des Längenbergs gen Riggisberg. Früher pilgerten Pilger darüber, die zum Kloster Rüeggisberg wollten und sich unterwegs beim Gätzibrunnen, der noch heute sprudelt, erlabten. Später, als die breite Höhenstrasse über Zimmerwald gebaut war, verlor es an Bedeutung. Den Anwohnern genügte es mit seinem kurvenreichen Auf und Ab, an Waldrändern und vielen Lebhägen vorbei, manchmal mit einem Tiefblick ins Gürbetal, manchmal mit atemberaubend schöner Sicht auf Voralpen und Schneeberge. Nur eines störte ein wenig: es war im Sommer sehr staubig und im Winter nur mühsam vom Schnee freizuhalten; und darum bat man den Kanton um Hilfe.

Und was tat der Kanton? Asphaltierte er das neun Kilometer lange Strässchen? Oh nein! So ein schlechter Kanton ist er nicht. Wenn der Kanton endlich etwas tut, dann tut er es gerade recht, wenigstens soweit das Geld reicht. Er begann nämlich das Strässchen zu einer Strasse auszubauen. Begann, sage ich, denn es betrifft vorläufig nur die ersten anderthalb Kilometer. Aber die macht er dann recht. Da bleibt kein Stein auf dem andern. Sechs Meter breit und ohne Kurven, bei denen man das Gas zurücknehmen muss. Es werden halbe Hügel abgetragen, Aecker von Traxen durchwühlt, Murmelbächlein in Röhren gesperrt, Bäume gefällt, Lebhäge vernichtet. Sechshunderttausend Franken lässt er sich die Geschichte kosten; aber dafür kann man jetzt dann zügig fahren – wenigstens anderthalb Kilometer weit, dann kommen die restlichen siebeneinhalb Kilometer mit Staub und Kurven und Lebhägen. Wann dieser Rest auch noch gestreckt und verbreitert wird, ist noch ungewiss; darüber werden dann vermutlich meine Grosskinder berichten.

Ist das schlau? He ja, als freier Bürger und kantonaler Steuerzahler und regelmässiger Benützer des Strässchens wird man doch noch fragen dürfen.

Mir hat nämlich letzthin einer gesagt, er finde das nicht schlau.